

Themenschwerpunkt

Ilse Lenz*

Intersektionale Konflikte in sozialen Bewegungen

<https://doi.org/10.1515/fjsb-2019-0046>

Zusammenfassung: Der Beitrag untersucht das Wechselverhältnis zwischen intersektionalen Ungleichheiten nach Klasse, ‚Rasse‘, Geschlecht oder Begehren und sozialen Bewegungen. Zunächst stellt er verschiedene Varianten von Intersektionalität vor und bringt den Ansatz von *prozessualer Intersektionalität* ein. Er schlägt vor, die Teilhabe in sozialen Bewegungen in intersektionaler Sicht als *Prozess* zu begreifen. Während die Teilhabechancen zu Beginn von ungleichen Positionen beeinflusst sind, bilden Bewegungen dann politische Räume, in denen die unterschiedlichen Akteure um ihre Partizipation darin und deren Symbole und Ziele verhandeln. Diese Prozesse können die Teilhabe verändern, was am Beispiel der Einwanderinnen in der neuen Frauenbewegung konkretisiert wird.

Abstract: The article discusses the relationship between intersectional inequalities by class, gender, desire and ‘race’ and social movements. Presenting main variations of intersectionality, it then proposes a concept of *processual intersectionality*. Following this processual approach, it argues that intersectional inequalities are important for movement participation at the beginning but not the only decisive factor. Social movements develop a political space in and around them in which diverse actors negotiate movement symbols, discourses and participation. That these negotiations can change participation is illustrated looking at migrant women in the new women’s movement.

1 Einleitung

In sozialen Bewegungen wie in antirassistischen und Geschlechterbewegungen spitzen sich gegenwärtig intersektionale Konflikte zu (vgl. u. a. Dietze 2017; Hark/

*Kontakt: Ilse Lenz, Fakultät für Sozialwissenschaften, Ruhr-Universität Bochum, Deutschland, E-Mail: ilse.lenz@ruhr-uni-bochum.de

Villa 2017).¹ Intersektionalität bezeichnet die Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Formen sozialer Ungleichheit etwa nach Geschlecht, nach Klasse, nach Migration oder auch nach Begehren. Allerdings wird der Begriff unterschiedlich verwendet und erscheint so vieldeutig und offen. Im Folgenden will ich zunächst verschiedene Varianten von Intersektionalität vorstellen und ihr Verhältnis zueinander überlegen. Selbst bringe ich den Ansatz von *prozessualer Intersektionalität* ein und werde daraufhin diskutieren, wie die Entwicklung von Teilhabe in sozialen Bewegungen in intersektionaler Sicht als *Prozess* begriffen werden kann. Denn in solchen Prozessen bilden die Bewegungen politische Räume, in denen die unterschiedlichen Beteiligten wie etwa Einwanderinnen und einheimische Frauen sowohl um die Partizipationsmöglichkeiten selbst wie auch die Symbole und Ziele der Bewegung verhandeln. Ich werde also vertreten, dass die Partizipation nicht allein von der intersektionalen Position wie etwa von Arbeiterinnen oder Schwarzen Frauen bestimmt wird, sondern dass sie im politischen Raum prozessual ausgehandelt wird und sich im Verlauf auch die Partizipationschancen grundlegend verändern können.

Nun sind intersektionale Konflikte gerade im Kontext von Geschlechterbewegungen nicht neu. Beim Kampf um das Frauenwahlrecht setzten sich bürgerliche Frauenrechtlerinnen und sozialistische Frauen in Europa im 19. Jahrhundert heftig über die Klassenfrage und das Patriarchat auseinander. In den USA führte die Rassenfrage damals zu einer Spaltung zwischen schwarzer und weißer Frauenwahlrechtsbewegung. Bereits damals bildete sich die Vorstellung heraus, dass die soziale Position die Aktivierung in der jeweiligen Bewegung bedingt: Arbeiterinnen organisieren sich in der proletarischen und Schwarze Frauen in der Schwarzen Frauenbewegung. Nun konnten sich diese Frauen meist erst über die Mobilisierung, die u. a. an der Positionalität ansetzte, als politische Subjekte in der Bewegung erfahren und konstituieren. Es handelt sich um einen komplexen Vorgang der Subjektconstitution, der eine tiefgehende Veränderung von Bewusstsein und Alltagspraktiken erfordert und sich eben nicht als Ausfluss einer fast naturalisierten Identität auffassen lässt.

¹ Die Verfasserin kommt aus dem deutschen Bürgertum und hat sich seit ihrem ersten Aufenthalt in den USA 1967–1968 intensiv mit dem Rassismus und ihrer Weißheit beschäftigt. Sie blickt auf eine jahrzehntelange, so fruchtbare wie schwierige Auseinandersetzung zu intersektionalen Ungleichheiten zurück. Sie ist überzeugt, dass nur offene und sachliche Debatten, bei der auch die eigene Position reflektiert und widerlegt werden kann, zu weiterführendem Verständnis und zu Bündnissen im Feld der Politik führen können. In diesem Rahmen konnte die Fachliteratur nur sehr knapp referiert werden; vgl. u. a. Hill Collins/Bilge 2016; Lutz/Amelina 2017; Meyer 2017; Winker/Degele 2009; für Diskussionen danke ich Reinhart Kössler und Sabrina Zajak.

Dennoch steht die Forschung zu Intersektionalität und sozialen Bewegungen gegenwärtig noch am Anfang. Im Folgenden will ich dieses Spannungsfeld beleuchten, wobei in diesem Rahmen nur einige eher überscharfe Linien gezogen werden können. Ich werde zunächst eine kurze Übersicht der unterschiedlichen Ansätze zur Intersektionalität geben, die auch unterschiedliche Möglichkeiten für die Soziale Bewegungsforschung mit sich bringen. Zum Schluss entwerfe ich am Beispiel der EinwanderInnen und Schwarzen Frauen in der Frauenbewegung einen prozessualen Zugang, der darauf abzielt, gegenwärtige Dualismen und Engführungen zu überwinden.

2 Varianten von Intersektionalität

Vor dreißig Jahren begründete Kimberlé Crenshaw den Intersektionalitätsansatz, der sich in Wissenschaft und Praxis rasch international verbreitete (Crenshaw 1989; Hill Collins/Bilge 2016; Meyer 2017; Gunda-Werner-Institut 2019). Von der UN bis zu linksfeministischen Netzwerken vor Ort wurde er aufgegriffen und weitergedacht. Schon lange vorher wurde über Mehrfachunterdrückung nach Klasse, ‚Rasse‘ und Geschlecht diskutiert. Jedoch wurde dies teils als additives und statisches Verhältnis begriffen, wonach die Unterdrückung als ‚Frau‘ zu den anderen Formen dazukomme. Crenshaw illustrierte den Ansatz der Intersektionalität mit dem Bild der Straßenkreuzung (*intersection*): Wenn eine Frau auf der Kreuzung zugleich von den Kräften von Sexismus und Rassismus getroffen wird, wirken diese verschiedenen Diskriminierungen zusammen. Ihr Ansatz zeigt auch heute noch wesentliche Vorteile: Er fokussiert die Wechselwirkung von Ungleichheiten. Zugleich verweist er auf einen Prozess (wie diese Kräfte auf die Kreuzung losfahren), ist also dynamisch – im Gegensatz zum starren Blick auf einzelne Strukturen. Und schließlich wirken die Kräfte der Diskriminierung im jeweiligen Kontext und damit tendenziell kontingent: Damit wurde der Strukturdeterminismus tendenziell überwunden, der die Diskussion bis dahin geprägt hatte. Allerdings ist Intersektionalität eine Art Buzzword und eher weit und lose gefasst.

In der Folge wurde Intersektionalität vor allem in der Politik, sowie in den Kultur- und Sozialwissenschaften aufgenommen. Jedoch ist zwischen ‚politischer Intersektionalität‘, die in das Feld der Politik eingebracht und weiterentwickelt wird, und ‚wissenschaftlicher Intersektionalität‘ im Feld der Forschung und Lehre grundlegend zu unterscheiden.

Bei politischer Intersektionalität geht es um politische, diskursive Rahmungen und Praktiken, wobei die Fragen von Teilhabe oder Exklusion und von Gewalt zentral sind. So zeigten Schwarze Aktivistinnen auf, dass Ausschlüsse zugleich

sexistisch und rassistisch verlaufen und nur in dieser Wechselwirkung zu verstehen sind (Gunda-Werner-Institut 2019; Ferree 2013). Es handelt sich nicht um einfache Beschreibungen der ‚Realität‘, sondern um diskursive Konstruktionen, in denen die erfahrene Wirklichkeit mit eigenen Sinnzusammenhängen unterliegt und neu gedeutet wird. Die Ziele können darin liegen, soziale Ungleichheit und Gerechtigkeit in ihrem Sinne zu interpretieren wie auch Menschen für ihre Bewegung zu interessieren, Geld, Zeit oder andere Ressourcen zu bekommen. Politische Intersektionalität in diesem Sinne prägt eigenkonstruierte politische Diskurse und Praktiken in dem Spiel um Macht und Einfluss.

Demgegenüber ist wissenschaftliche Intersektionalität im Feld der Wissenschaft verortet, die eine Instanz der kritischen Beobachtung der Gesellschaft und ihres Wandels darstellt und über ihre eigenen Theorien und Vorgehensweisen methodisch angeleitet reflektiert. Grundsätzlich geht es um theoretisch und methodisch fundierte kritische Analysen von wechselwirkenden Ungleichheiten – und nicht um einseitige Parteinahme. Dazu gehören sowohl kritische Reflektion des eigenen Verhältnisses zur intersektionalen Ungleichheit wie auch intersubjektive Nachvollziehbarkeit und Reliabilität des Vorgehens. In diesem Sinne stellt wissenschaftliche Intersektionalität eine offene heuristische Analysekategorie dar. Sie bedeutet eben keine Fortsetzung der politischen Intersektionalität, sondern kann diese letztlich auch kritisch untersuchen.

Im Feld der Politik wird Intersektionalität heute häufig mit positionaler Intersektionalität gleichgesetzt. Diese Ansätze leiten die Positionen der Einzelnen in der Gesamtstruktur der Ungleichheit unmittelbar von den Ungleichheitskategorien selbst ab (‚Rasse‘; Geschlecht, Klasse, Begehren, Trans/Cis) und schreiben sie ihnen zu. Ein weißer schwuler Cis-Mann wäre danach gegenüber einer schwarzen queeren Transfrau klar privilegiert, um ein geläufiges Beispiel heranzuziehen. Die Ungleichheiten selbst werden meist mit Annahmen von ungleicher Privilegienverteilung beschrieben, die letztlich als eher diffuse Ressourcen erscheinen; tendenziell hat die Rede von Privilegien hier die Analyse von empirischen Strukturen und Widersprüchen abgelöst. Wegen der Betonung der kategorialen Positionalitäten spreche ich von positionaler Intersektionalität; Sabine Hark und Paula Villa haben dogmatische Formen als positionalen Fundamentalismus bezeichnet (2017).

Zugespitzt werden diese Annahmen in dem Kritischen Weißheitsansatz. Nach ihm erscheinen Weiße aufgrund der ‚Rasse‘ durchgehend privilegiert und Schwarze durchgehend unterdrückt und ausgegrenzt, was vom Kolonialismus bis heute gelte. Da Schwarze und *Persons of Colour* ihre Lage am Besten kennen und sie sie selbst definieren und darüber sprechen wollen, fordern sie alleinige Definitionsmacht. Weiße hätten bewusst und unbewusst Rassismus aufgenommen, den sie erkennen und bearbeiten sollten. Als Bündnispartner sollten sie sich auf

den Einsatz gegen Rassismus unter Weißen konzentrieren und weiterhin auf ihre Privilegien verzichten, wozu auch der Verzicht auf Definitionsmacht gehöre.

Positionale Intersektionalitätsansätze haben die Mobilisierung und Organisation von ausgegrenzten Gruppen wie Schwarze Frauen oder *Persons of Colour* vorangetrieben, sie haben so ihre Teilhabe erhöht und schließlich zu einer Solidarisierung von sich als diskriminiert oder unterdrückt wahrnehmenden Gruppen beigetragen. Jedoch ist der Ansatz auf grundlegende Kritik gestoßen (u. a. Hark/Villa 2015; Perinelli 2019), die ich hier mit der Hoffnung umreißer, zu einer offenen sachlichen Debatte beizutragen.

Ein Kernproblem ist die axiomatische Ableitungslogik, mit der der Ansatz Ungleichheitsverhältnisse direkt von meist dualistisch ausgelegten Kategorien wie ‚Rasse‘ und Geschlecht ableitet und die empirische Realität danach ordnet. Zwar weisen queere feministische Richtungen häufig daraufhin, dass diese Kategorien sozial konstruiert seien. Aber da diese Begriffe nicht auf die Ursachen und Prozesse hin hinterfragt werden, in denen sie ihrerseits geschaffen und geprägt werden, sondern vielmehr kategorial bestimmte Gesellschaftsstrukturen deterministisch abgeleitet werden, gleiten die Ansätze tendenziell immer wieder in den identitären Essentialismus ab, den sie zugleich kritisieren. ‚Alte weiße Männer‘ erscheinen per se privilegiert gegenüber eingewanderten Frauen – in diesem Ableitungsschema ist nicht denkbar, dass etwa afrikanische ÄrztInnen alte und arme einheimische Arbeitslose behandeln.

Zudem werden die Ungleichheitskategorien häufig sowohl essentialisiert wie auch dualistisch gedacht, wobei sich die Gegensatzpaare durch scharfe Abgrenzung zum jeweils anderen stabilisieren. ‚Rasse‘ wird als Dualismus von ‚weiß‘, was mit herrschend und oben gleichgesetzt wird, und Schwarz/Person of Colour konzipiert – und nicht als verflochtenes Verhältnis von herrschenden Mehrheiten und einer oder verschiedenen rassifizierten und so untergeordneten Gruppen gedacht, wie das in verschiedenen Gesellschaften festzustellen ist.

Entsprechend dieser kategorialen Ableitungslogik wird gefolgert, dass alle Menschen, die eine dadurch festgelegte Positionalität wie die der weißen Frauen teilen, in Lage und Bewusstsein gleich sind. Es erfolgt, was Hark und Villa ‚Versämtlichung‘ nennen, und damit das Ausblenden von Widersprüchen und Ambivalenzen innerhalb bestimmter Positionalitäten wie etwa der weißen Frauen. Dabei gehen wesentliche Differenzierungen verloren wie etwa die grundlegende Unterscheidung zwischen sozioökonomischer Lage und individuellen Mentalitäten u. a. aufgrund verschiedener biographischer Lernprozesse.

Zugleich wirkt die Ableitungslogik dekontextualisierend und überhistorisch. Schwarze Existenzweisen etwa erscheinen seit dem Kolonialismus weltweit tendenziell identisch, obwohl sich zum Beispiel die Lebenslagen Schwarzer Menschen in den USA nach der Bürgerrechtsbewegung, im Südafrika der Apartheid

und nach der Befreiung empirisch klar unterscheiden. Die positionale Intersektionalität, besonders der kritische Weißheitsansatz, universalisieren so in problematischer Weise die rassistische Konfiguration der USA, die durch moderne Sklaverei und folgende Ausschließung und Segregation gekennzeichnet ist. In diesem Sinne sind sie teils eurozentrisch oder westlich fixiert. So hat Massimo Perinelli aufgezeigt, dass die Prämissen des kritischen Weißheitsansatzes eben nicht für die Verbindung von Klassismus und Rassismus in der Bundesrepublik und den Widerstand der EinwanderInnen gelten (Perinelli 2019). Letztlich geht der Ansatz über die konkreten gesellschaftlichen Prozesse, Konflikte und AkteurInnen hinweg, in denen intersektionale Ungleichheiten ausgetragen und strukturiert, teils auch differenziert werden.

Die deterministische Ableitungslogik von Gruppenungleichheit führt u. a. zu zwei problematischen Folgerungen: In der positionalen Intersektionalität wird meist vertreten, dass nur herrschende Gruppen Rassismus ausüben, da nur sie die Machtmittel zur Diskriminierung der verletzungsoffenen ‚rassifizierten‘ Gruppen hätten. Es wird im Zirkelschluss argumentiert, denn die axiomatische Vorannahme, dass Rassismus nur bei Herrschenden auftritt, führt notwendig zu dem Schluss, dass er bei Untergeordneten nicht wahrzunehmen und so zu benennen sei. Jedoch ist diese Annahme weder theoretisch noch empirisch zu halten – zu den Widerstandsstrategien von ‚rassifizierten‘ Menschen kann ein reaktiver Rassismus in alltäglichen Interaktionen gehören. Wenn man ihnen solche Handlungsstrategien abspricht, die empirisch feststellbar sind, werden sie als Akteure reduziert wahrgenommen und es gilt eine Art umgekehrter Rassismus, der sie vor allem als Opfer sieht und ihre Handlungsmacht nicht voll wahrnimmt. Auch das Monopol auf Definitionsmacht bei den von Rassismus Betroffenen wird mit kategorialer Ungleichheit begründet: Die Weißen sollen auf ihre Privilegien verzichten. Dabei wird ein latenter Autoritarismus eingebaut: ‚Rassifizierte‘ Menschen haben das Sagen/Definieren, während die mit mehr Privilegien ihnen folgen sollen und so tendenziell passiviert oder ‚selbstbestimmt unmündig‘ werden.² Dies ist eine wenig aussichtsreiche Konstellation für gleichheitliche Bündnisse. Das Gegen-

² Ich stelle persönlich ein zurückgehendes Engagement bei langheimisch deutschen Studierenden fest, sich wissenschaftlich mit komplexen Genderfragen außerhalb Europas zu beschäftigen. Wenn ich nach den Ursachen frage, wird häufig erwidert, dass diese Studierenden fürchten, dabei die Definitionsmacht von Menschen im Süden zu ignorieren und ‚weiße Privilegien‘ in Anspruch zu nehmen. Abgesehen davon, dass studentische Seminararbeiten an deutschen Universitäten vor allem der kritischen Bildung dieser Studierenden dienen und nicht in die wissenschaftliche Definitionsmacht im Süden intervenieren, wird so indirekt eine problematische Provinzialisierung und Bauchnabelsicht vermittelt und die Fähigkeit nicht gefördert, sich eigenständig mit internationaler und intersektionaler Ungleichheit auseinanderzusetzen.

modell würde beinhalten, einen horizontalen Austausch unter Verschiedenen zu entwickeln, wobei von vornherein die ‚rassifizierten‘ Menschen eine zentrale Stimme haben. So würde nicht über sie geredet, sondern alle sprechen mit allen, wobei sie ihre eigene Position reflektieren.

In letzter Zeit haben einige RechtspopulistInnen positionale Intersektionalität bewusst umgedeutet und sie mit einer Opfererzählung über weiße Männer verbunden: Diese würden abgewertet und diskriminiert, während sie hart arbeiteten und ihre Familie versorgten. Von daher ist nicht unproblematisch, wenn feministische und linke Diskurse dualistische Deutungen von Schwarz und Weiß verbreiten, an die rechte Mobilisierungen affirmativ gewendet anknüpfen und eine ‚weiße Identität‘ popularisieren können.

Positionale Intersektionalität stellt nur eine Spielart der intersektionalen Ansätze dar. Weitere Zugänge wurden u. a. auf dem wissenschaftlichen Feld entwickelt. Im wissenschaftlichen Kontext sind allerdings einige Grundlagen aus der Sozialstrukturforschung und wesentliche empirische Veränderungen relevant, um die Varianten der Intersektionalität einzuordnen. Sie sollen nun in einem knappen Exkurs umrissen werden.

3 Exkurs: Erkenntnisse der Sozialstrukturforschung in ihrer Relevanz für die Intersektionalitätsforschung

In der Intersektionalitätsdebatte ist ein grundlegendes Ergebnis der Sozialstrukturforschung nur teilweise angekommen: Soziale Positionen resultieren aus dem *Zusammenwirken* von materiellen Ressourcen („Geld“), kulturellen Repräsentationen („Anerkennung“) wie auch Mentalitäten („Bewusstsein“). Erst dadurch ergeben sich Klassen- und Milieulagen.

Zudem ist das Bewusstsein nicht unmittelbar aus den ökonomischen Ressourcen abzuleiten. Pierre Bourdieu hat dieses Problem subjektiver, symbolischer und materieller Positionierungen aufgenommen, indem er verschiedene Sorten von Ressourcen festhielt, die zusammen die Positionen der Einzelnen im sozialen Feld bestimmen: Er benennt ökonomisches Kapital wie Vermögen und Einkommen, kulturelles Kapital wie Bildungsabschlüsse und soziales Kapital wie persönliche Beziehungen. Für ihn gehören etwa Personen, die über hohes ökonomisches und kulturelles Kapital verfügen, zur Bourgeoisie. Diese Menschen eignen sich dann in ihrer Sozialisation einen klassenspezifischen Habitus an, der von ihrer sozialen Position geprägt, aber nicht notwendig determiniert ist (1983).

In Bourdieus Habitustheorie sind also Widersprüche und Ambivalenzen in der Auseinandersetzung mit der eigenen intersektionalen Position denkbar und Positionalität und Bewusstsein sind nicht identisch.

Ferner hat die Sozialstrukturforschung unterschiedliche Dimensionen von Ungleichheit herausgearbeitet (vgl. Hradil 2001; Lenz 2009); die wichtigsten sind:

1. Einkommen und Vermögen (ökonomisches Kapital)
2. Anerkennung (symbolisches Kapital)
3. Bildung (kulturelles Kapital)
4. soziale Beziehungen wie Familie, Freunde, Netzwerke (soziales Kapital)
5. soziale und politische Partizipation (politisches Kapital)

Diese Kapitalformen sind teils ineinander konvertierbar: Menschen mit hohem ökonomischem Kapital können dies in Zugang zu hohen Bildungsabschlüssen und politischem Einfluss verwandeln.

Ungleichheitskategorien wie Geschlecht und Migration vermitteln einen unterschiedlichen Zugang zu diesen Ressourcen und Möglichkeiten, indem Grenzen von Einschluss und Ausschluss gezogen werden. Eben diese Grenzen aber öffnen sich vor allem durch Bildungs- und Berufsaufstiege und sie werden gegenwärtig komplexer. In der postmigrantischen deutschen Gesellschaft etwa haben sich die Trennlinien nach Migration und Geschlecht in der Berufshierarchie grundlegend verändert.³ An der Spitze unter den wirtschaftlichen Führungskräften und akademischen Berufen sind Männer und Frauen mit Migrationshintergrund, insbesondere mit deutschem Pass, nun mit eingeschlossen und sie haben sich auch die berufliche Mitte eröffnet. Allerdings sind Männer mit ausländischem Pass aus Südeuropa erheblich stärker in Arbeiterberufen vertreten, während die Frauen dieser Gruppe zu fast einem Drittel in Einfacharbeit, also ungelernete, meist irreguläre und niedrig entlohnte Arbeit segregiert sind. Insgesamt haben sich die Ungleichheitsverhältnisse grundlegend verändert – von einem umfassenden Ausschluss der EinwanderInnen zu einer selektiven Inkorporation nach Geschlecht und Migrationsstatus. Als die wichtigsten Ursachen sind der Kampf der EinwanderInnen für höhere Bildung, der wirtschaftliche Strukturwandel zu Dienstleistungen und schließlich die Transformation des Kapitalismus zu nennen.

Die Ergebnisse bedeuten, dass die Kategorien Geschlecht, Migration und Klasse nicht einlinig wie Platzanweiser auf Positionen unten und oben verweisen in dem Sinne, dass alle weißen Männer oben und alle EinwanderInnen unten

³ Ich bringe hier sehr knapp einige Ergebnisse einer neuen empirischen intersektionalen Auswertung des Mikrozensus ein (vgl. Lenz 2018; 2020).

ankommen. Vielmehr führen sie in ihrer Wechselwirkung zu differenzierten Positionierungen – sie wirken durchaus zusammen, aber in komplexer Weise. Weiterhin zeigen sie die Relevanz einer Prozessperspektive.

Aufgrund des bedeutenden Bildungs- und Berufsaufstiegs der EinwanderInnen haben sich organische Intellektuelle unter ihnen herausgebildet. Diese verfügen über kulturelles, soziales und politisches Kapital, also Bildung, Organisationskompetenz und Netzwerke. Sie gewinnen eigene Stimmen und engagieren sich in Gender- und Migrationsbewegungen.

4 Intersektionalität zwischen Diskurs, Struktur und Prozess

Ich habe auf die verschiedenen Dimensionen von Ungleichheit und auf die Bedeutung der Prozessperspektive hingewiesen. Daraus ergibt sich die Möglichkeit, die Intersektionalitätsansätze entlang der Achsen zweier Leitfragen zu gruppieren:

1. Haben sie eher diskursive oder strukturelle Perspektiven? Diskursive Ansätze beziehen sich vor allem auf die Dimension der Anerkennung, wofür etwa die verschiedenen Ansätze zur Konstruktion von Rassismus und Sexismus stehen. Strukturelle Ansätze fokussieren eher, welche Ungleichheiten in der Verteilung von ökonomischem, kulturellem oder politischem Kapital wirksam sind.
2. Haben sie eine statische oder eine prozessuale Perspektive? In anderen Worten: fokussieren sie stabile Strukturen oder auch Veränderungen der intersektionalen Konfigurationen?

Zur ersten Frage: Strukturelle Intersektionalitätsansätze führen die Ursache der verkoppelten Ungleichheiten auf das Zusammenwirken gesellschaftlicher Herrschaftssysteme zurück: Nach der feministischen Kritischen Theorie resultieren sie aus den grundlegenden „Achsen der Ungleichheit“ der Moderne, also Patriarchat, Kapitalismus und Imperialismus (Klinger 2007). Dieser Strukturansatz arbeitet die Spannungen und Widersprüche zwischen diesen Achsen heraus wie etwa zwischen der häuslichen Unterordnung von einheimischen und eingewanderten Frauen durch das Patriarchat und ihrer Nutzung als Arbeitskraft durch den Kapitalismus. Diese Widersprüche treten bei der Ausbeutung von Einwanderinnen als irreguläre Arbeiterinnen im Haushalt zutage (vgl. Lutz, Amelina 2017).

Ebenso wie der Ansatz der Achsen der Ungleichheit das Verhältnis der Herrschaftssysteme als widersprüchlich konzipiert, nimmt er die Ambivalenzen in den Subjekten wahr, so dass sie nicht auf ihre Positionalität reduziert werden.

Potentiell ist er offen für prozessuale Perspektiven, da er die Wechselwirkungen zwischen historisch-soziologisch verorteten Herrschaftsformen analysiert. So können auch deren Veränderungen untersucht werden, auch wenn dies noch kaum geschehen ist.

Der Ansatz der intersektionalen Mehrebenenanalyse von Nina Degele und Gabriele Winker verbindet eine vor allem strukturelle Sichtweise mit der diskursiven auf Repräsentationen. Er macht die verschiedenen Ebenen von Intersektionalität sichtbar, die von der Makroebene der Gesamtgesellschaft über die Mesoebene der Organisationen bis zu den Interaktionen und den Subjektkonzepten reichen (Winker/Degele 2009).

Diskursive Intersektionalitätsansätze fokussieren die Einschlüsse und Ausschlüsse in Bezug auf die Anerkennungsdimension und das symbolische Kapital insbesondere im Zusammenwirken von Geschlecht und ‚Rasse‘ (Hark/Villa 2017; Dietze 2017). Sie analysieren die zugrundeliegenden Machtstrategien, die durch Diskurse und symbolische Repräsentationen wirken (Dietze 2017). So ermöglicht die Konstruktion der traditionellen Migrantin sowohl, sie als ‚zurückgeblieben‘ abzuwerten wie auch die eigene Gruppe oder sich selbst als emanzipiert und modern aufzuwerten. Die diskursiven und strukturellen Perspektiven stehen nicht entgegengesetzt zueinander, sondern ergänzen sich vielmehr. Auch positionale Ansätze machen sich teils an der diskursiven Ausgrenzung aufgrund von ‚Rasse‘ und ‚Geschlecht‘ fest.

Zu der zweiten Frage lässt sich festhalten, dass die Intersektionalitätsansätze bisher eher statische Perspektiven aufweisen. Die Veränderungen oder Rekonfigurationen intersektionaler Ungleichheiten wurden bisher kaum untersucht, obwohl sie in der Globalisierung und reflexiven Modernisierung voranschreiten, wie etwa das Beispiel der postmigrantischen deutschen Gesellschaft zeigt. Ich möchte deswegen den Arbeitsbegriff der *prozessualen Intersektionalität* einbringen. Er fokussiert, wie intersektionale Ungleichheitsverhältnisse sich durch strukturellen, institutionellen oder kulturellen Wandel verändern: Sie können rekonfiguriert, differenziert oder auch tendenziell abgebaut werden. Es handelt sich um eine empirische Perspektive, nicht um ein normatives teleologisches Konzept, das von der Vorstellung eines zunehmenden Fortschritts geleitet wäre. Die Veränderungen können durch eine Reorganisation der Herrschaftsverhältnisse wie auch durch soziotechnische Innovationen wie etwa die Digitalisierung oder durch den Wandel von Bewusstsein und Praktiken angestoßen werden; meist wirken diese Faktoren zusammen: So haben sich die Chancen von Frauen aus Arbeiter- und Einwandererfamilien in Deutschland durch neue Personalkonzepte des globalisierten Kapitalismus wie auch durch ihre hohe Bildungs- und Berufsmotivation verändert, wofür sie sich in sozialen Bewegungen eingesetzt haben.

Ich schlage vor, die unterschiedlichen Ansätze entlang der Achsen dieser beiden Fragen zu verorten.

Tab. 1: Varianten von Intersektionalität

	Diskursiv	Strukturell
Statisch	Diskursive Intersektionalität Positionale Intersektionalität	Strukturelle Intersektionalität Positionale Intersektionalität
Prozessual	Diskurstransformation	Strukturelle Transformation

Quelle: eigene Darstellung

Auch hier schließen sich die Perspektiven nicht aus, sondern werden je nach Fragestellung zu wählen und zu kombinieren sein.

5 Ungleichheit in Frauenbewegungen

Ich möchte nun versuchen, die intersektionalen Ansätze mit der handlungsorientierten Sozialen Bewegungstheorie zusammenzudenken. Fokussiert werden Frauen- und Geschlechterbewegungen, die ein wichtiges Beispiel für prozessuale intersektionale Perspektiven darstellen. Denn sie bilden sich in unterschiedlichen sozialen Milieus wie dem Bürgertum und der Arbeiterschaft wie auch in verschiedenen ethnischen Kontexten heraus (Lenz 2010; 2019). Sie kommen also aus unterschiedlichen intersektionalen Positionen wie sie diese auch ihrerseits diskursiv wahrnehmen und verschiedene Rahmungen dafür konstruieren.

Dazu umreißt ich die intersektionalen Akteurskonstellationen und die politische Gelegenheitsstruktur zu Beginn der Bewegung und betrachte dann, ob und wie sie sich in ihrem Verlauf ändern. Ich illustriere das am Beispiel des Verhältnisses von ‚weißen‘, Schwarzen und eingewanderten Frauen in der Neuen Frauenbewegung.

Zunächst referiere ich kurz die gängige Erzählung dieses Verhältnisses aus der Sicht positionaler Identität. Danach ging die Neue Frauenbewegung von ‚weißen‘ Mittelschichtfrauen aus, die allerdings Schwarze Frauen und Einwanderinnen rassistisch ausgeschlossen hätten. Schwarze Frauen entwickelten demgegenüber die Kritik an Sexismus und Rassismus gegenüber der Gesellschaft und der Frauenbewegung. Auch im Verlauf der Bewegung erscheinen die jeweiligen Positionalitäten und die Spannung zwischen ihnen in dieser Erzählung letztlich unverändert.

Demgegenüber lautet meine These, sehr knapp zusammengefasst (vgl. Lenz 2019): Frauen aus verschiedenen Klassen, Ethnien und Kulturen – also aus unterschiedlichen Positionierungen – kommen in Frauenbewegungen zusammen. Die Pionierinnen eröffnen einen Bewegungsraum und in der Folge fordern Frauen aus anderen Positionierungen Partizipation an der Bewegung ein. Der weitere Verlaufsprozess ergibt sich auch aus der Offenheit oder Geschlossenheit des Bewegungsraums und der ihn rahmenden Forderungen und Diskurse. Wenn die Frauen aus herrschenden Milieus etwa die Arbeiterinnen oder die Schwarzen Frauen ausschließen, kann ihnen die Teilhabe versperrt werden. Wenn aber der Bewegungsraum und Diskurse offen gestaltet sind oder weit ausstrahlen, können Frauen aus weiteren Milieus entweder direkt partizipieren, oder sie begründen in Auseinandersetzung mit den Pionierinnen eigene Teilbewegungen, so dass sie ihre Teilhabe selbst steuern, etwa eigene Forderungen aufstellen und Aktionen vornehmen können. In beiden Fällen vermittelt der Bewegungsraum eine erweiterte Teilhabe, die die intersektional potentiell Ausgegrenzten für sich verlangen und oft realisieren können.

Ich will nun diese Prozesse noch etwas im Einzelnen erläutern: Strukturelle Intersektionalität ist wesentlich, um die BegründerInnen und AktivistInnen sozial zu verorten. Häufig kommen die Pionierinnen zunächst aus dem Bürgertum, da Frauen dort eher über Bildung (kulturelles Kapital), Zeit und etwas eigenes Geld verfügen. Aber schon im 19. Jahrhundert bilden ArbeiterInnen oder schwarze Frauen eigene Netzwerke und Bewegungen. In diesen jeweiligen intersektionalen Positionierungen konstituieren sich zunächst die Subjekte der Frauenbewegungen: Das erfordert, dass sie ihr bisheriges Welt- und Selbstbild grundlegend hinterfragen und – meist aus dem Motiv der Geschlechtergerechtigkeit – sich in der Frauenbewegung einsetzen wollen.

Im Zuge der Bewegung schaffen die VordenkerInnen und AktivistInnen unter dem Symbol ‚Frau‘ einen offenen, weitgespannten Bewegungsraum. Ich beziehe mich hier auf das Konzept des sozialen Raums, der durch soziales Handeln und daraus erwachsende Verflechtungszusammenhänge gebildet wird (vgl. Löw 2001; Pries 2008). Soziale Bewegungen bilden eigene Räume durch Kommunikation, Vernetzung und Praktiken. Während der Bewegungsraum für alle sozialen Bewegungen strategisch wichtig ist, ist er für Frauenbewegungen von existentieller Bedeutung. Denn für Frauen galt das Gebot des Ausschlusses aus und des Schweigens in der politischen Öffentlichkeit: Um eine eigene Stimme behaupten zu können, mussten sie sowohl die Mauern der Geschlechternormen wie auch die zwischen Öffentlich und Privat überwinden. In dem Bewegungsraum wird nun möglich, über erfahrene Ungerechtigkeit zu sprechen, sie politisch und sozial zu interpretieren und daraus eigene Diskurse und Forderungen zu entwickeln. So ermöglicht er die Selbststiftung, also die diskursive Konstitution der Bewegung.

Der Bewegungsraum wird einerseits durch Diskurse hervorgebracht, die Gemeinsamkeiten und symbolische Integration der unterschiedlichen TrägerInnen ermöglichen und eine Abgrenzung nach außen vollziehen. Zum anderen wird er durch wiederholtes (iteratives) gemeinsames Handeln der AktivistInnen geschaffen, ob auf Treffen, Kongressen oder im Internet. Er ist sowohl Kommunikations- wie auch Aktionsraum. Aufrechterhalten wird er meist durch die Bewegungsorganisationen. Nach außen kann er offen oder durch tiefe Abgrenzung gestaltet sein, was u. a. durch seine Leitbilder und Diskurse wie auch durch seinen Politikstil vermittelt wird. So bietet er Chancen zur Teilhabe für Frauen aus weiteren Milieus.

Denn in der Folge können nun Frauen aus verschiedenen sozialen Milieus den Frauenbewegungsraum mit Diskursen, Praktiken und Aktionen besetzen und ihn allmählich erweitern. Nun geht es nicht mehr nur um die anfängliche soziale Positionierung, sondern auch um die Qualität der Diskurse und des Bewegungsraums: Sind sie potentiell universal oder partikular nur für bestimmte Gruppen? Und sind sie starr verschlossen oder im Verlauf der selbstreflexiven Debatten der Frauenbewegungen prozessual verschiebbar?

Wenn nun Schwarze Frauen, Einwanderinnen oder auch Lesben im Bewegungsraum aktiv und sichtbar werden und ausschließende und herrschaftliche Diskurse kritisieren und eigene Ziele formulieren, bilden sie häufig eine eigene Teilbewegung und damit einen eigenständigen, mobilisierenden, kollektiven Akteur. So können sie eigene Teilhabe realisieren und sie selbst steuern. Damit tragen sie nun die intersektionalen Ungleichheiten und ihre Spannungen *in der Gesellschaft und im Bewegungsraum* aus.

Dafür lässt sich die Konfliktsoziologie von Georg Simmel fruchtbar machen (vgl. Lenz 2018a): Denn um Konflikte bilden sich nach ihm Vergesellschaftungen, also regelhafte Beziehungen zwischen Akteuren, die ‚den Streit‘ miteinander ausfechten, bearbeiten und verhandeln. Sie tun das angesichts der ‚Dritten‘, nämlich der Öffentlichkeit in Medien, Politik und Gesellschaft, die sie damit beeinflussen und für sich gewinnen wollen. Die Teilbewegungen bearbeiten und verhandeln also intersektionale Konflikte wie Rassismus sowohl in der Gesellschaft wie auch innerhalb des Bewegungsraums der Frauenbewegung. Im Sinne prozessualer Intersektionalität können so wechselwirkende Ungleichheiten verhandelt und verändert werden, ohne dass das notwendig erfolgen muss.

Ich will diese Thesen nun am Beispiel des Verhältnisses der neuen Frauenbewegung zu Einwanderinnen illustrieren. Die Neue Frauenbewegung bildete ab etwa 1965 einen offenen Raum zur (Wieder-)Eröffnung der ‚Frauenfrage‘ und der Geschlechterkonflikte. Während sie sich in Deutschland, England und den USA zu Beginn meist von Männern abgrenzte, hatte sie ein offenes Leitbild von Frauen. Dieses betonte Selbstorganisation und Handlungsmacht von Frauen, sowie den

Zusammenhang von Kapitalismus und Patriarchat. Zudem hatte sie eine weltweite Perspektive und war von dem Schwarzen Befreiungskampf in den USA und antikolonialen Bewegungen beeinflusst (vgl. Lenz 2010; 2019). Da sie sich gegen nationale hegemoniale Geschlechternormen wandte und die sozialen Diskurse der Jugend- und StudentInnenbewegung ab 1969 teilte, war sie grundsätzlich offen für Einwanderinnen.

Tatsächlich beteiligten sich zunächst einige Einwanderinnen und Schwarze Frauen an der Frauenbewegung und eröffneten sich einen Zugang zu dem Bewegungsraum. Dabei setzen sie sich mit Diskursen und Strategien der Bewegung kritisch auseinander und begannen, ihre Ungleichheitserfahrungen mit einzubringen. Für sie stellte der Rassismus, den sie auch in der Bewegung erlebten, eine Kernfrage dar, die sie als ebenso wichtig wie die Geschlechterungleichheit einordneten. Teils wollten sie sich der Abgrenzung von Männern im feministischen Mainstream nicht anschließen, da sie gemeinsam mit ihnen rassistische Unterdrückung erfuhren. Nach einigen Jahren begründeten Einwanderinnen und Schwarze Frauen deswegen eigene Teilbewegungen mit eigenen Bewegungsräumen (vgl. Halsaa 2012; Lenz 2010; 2019; Sudbury 1998).

Aus dem Bewegungsraum heraus hatten sich also Frauen, die die intersektionale Ungleichheit nach Geschlecht und Migration oder ‚Rasse‘ erfuhren, zusammengeschlossen. Sie begründeten eigene Räume, die von der ‚weißen‘ Mehrheitsgesellschaft abgegrenzt sind, und, während sie separat von der ‚weißen‘ Frauenbewegung bestehen, einen Teil des Frauenbewegungsraums bilden.

Vor allem durch ihre Impulse wird der Geschlechterkonflikt in seiner intersektionalen Bedeutung sichtbar: Dazu gehört eben nicht nur der Ausschluss von Frauen aus dem Management, sondern auch die Segmentierung vieler Einwanderinnen auf einfache und irreguläre Lohnarbeit. Nun werden die intersektionalen Konflikte allmählich auch in dem Bewegungsraum ausgetragen: Es entstehen Konfliktbeziehungen zwischen Teilbewegungen, die die Ungleichheiten thematisieren und bearbeiten. Über eine offene Auseinandersetzung können sich daraus Konfliktpartnerschaften bilden, während andere Teilbewegungen in offenem oder gar vertieftem Antagonismus stehen können.

Die Entwicklungsrichtung dieser intersektionalen Konflikte ist also offen und kontingent, letztlich eine empirische Frage. Beatrice Halsaa hat eine umfassende vergleichende empirische Untersuchung in Europa dazu durchgeführt. Sie ergab, dass sich in verschiedenen europäischen Gesellschaften Bewegungen von Schwarzen Frauen und Migrantinnen bildeten. Nach heftigen Auseinandersetzungen wurden eine Annäherung und die Übernahme einiger antirassistischer Forderungen in der gesamten Frauenbewegung erreicht, während andere Punkte weiterhin strittig sind und verhandelt werden. Intersektionale Konfliktkonstellationen in der Frauenbewegung können also zu deren Erweiterungen, Veränderungen

gen und dem Abbau von Ungleichheiten und so zu mehr Teilhabe in Bewegungen und der Gesellschaft führen.

6 Zum Schluss

In diesem Beitrag habe ich dafür plädiert, intersektionale Konflikte in sozialen Bewegungen aus der Sicht prozessualer Intersektionalität zu analysieren. Das könnte ermöglichen, die stark normativen und dualistischen Erzählungen zu überwinden, die von positionaler Intersektionalität ausgehen und darin verharren, ohne die eventuell erweiterte Teilhabe und Handlungsspielräume der zuvor Ausgegrenzten wahrzunehmen. Zur Analyse der bewegungsinternen Prozesse habe ich vorgeschlagen, den sozialen Bewegungsraum, die Diskurse und Aktionen sowie die sich bildenden Konfliktpartnerschaften in und um die Bewegung zu untersuchen.

Allerdings werden die Verläufe eine große Bandbreite zwischen erweiterter und verweigerter Teilhabe aufweisen und es soll keineswegs teleologisch von einer durchgehend zunehmenden Partizipation ausgegangen werden. Erst empirische Prozessanalysen können die Chancen und Barrieren für Partizipation aufzeigen. So wären Sequenzanalysen intersektionaler Bewegungskonflikte etwa um Rassismus und Antirassismus in den Neuen Frauenbewegungen weiterführend. Wenn aber soziale Bewegungen Teilhabe für die diversen intersektional Ausgegrenzten mit eröffnen, so bieten solche Forschungen einen weiterführenden Aufschluss über Wege zur Qualität von Demokratie und Partizipation.

Ilse Lenz ist Soziologin und emeritierte Professorin an der Fakultät für Sozialwissenschaften der Ruhr-Universität Bochum. ilse.lenz@ruhr-uni-bochum.de.

Literatur

- Bourdieu, Pierre* 1983: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Crenshaw, Kimberlé* 1989: Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics. In: University of Chicago Legal Forum, Heft 1, 139–167
- Dietze, Gabriele* 2017: Sexualpolitik. Verflechtungen von Race und Gender. Frankfurt, New York: Campus.
- Ferree, Myra Marx* 2013: Die diskursiven Politiken feministischer Intersektionalität. In: Lutz, Helma/Herrera Vivar, Maria Teresa/Supik, Linda (Hg.): Fokus Intersektionalität.

- Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. Wiesbaden: VS Verlag, 75–89
- Gunda-Werner-Institut* (Hg.) 2019: „Reach Everyone on the Planet ...“: Kimberlé Crenshaw und die Intersektionalität. <https://www.boell.de/de/2019/04/16/reach-everyone-planet> [8.5.2019].
- Halsaa, Beatrice* 2012: Remaking Citizenship in Multicultural Europe. Women’s Movements, Gender and Diversity. Basingstoke: Palgrave Macmillan
- Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene* 2017: Unterscheiden und herrschen. Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart. Bielefeld: transcript.
- Hradil, Stefan* 2001: Soziale Ungleichheit in Deutschland. Opladen: Leske+Budrich.
- Hill Collins, Patricia/Bilge, Sirma* 2016: Intersectionality. New York: John Wiley & Sons
- Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli/Sauer, Birgit* (Hg.) 2007: Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt am Main: Campus
- L’Amour la Love, Patsy* 2017: Beißreflexe. Kritik an queerem Aktivismus, autoritären Sehnsüchten, Sprechverboten. Berlin: Querverlag.
- Lenz, Ilse* 2009: Geschlecht, Klasse, Migration und soziale Ungleichheit. In: Lutz, Helma (Hg.): Gender-Mobil? Vervielfältigung und Enträumlichung von Lebensformen – Transnationale Räume, Migration und Geschlecht. Münster: Westfälisches Dampfboot, 25–68.
- Lenz, Ilse* 2010: Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Eine Quellensammlung. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag.
- Lenz, Ilse* 2018: Ungleichheiten nach Geschlecht und Migration in der postmigrantischen deutschen Gesellschaft. In: Foroutan, Naika/Karakayali, Juliane/Spielhaus, Riem (Hg.): Postmigrantische Perspektiven. Ordnungssysteme, Repräsentationen, Kritik. Frankfurt, New York: Campus, 129–144.
- Lenz, Ilse* 2018a: Streit, Geschlecht, Konflikt? In: Lautmann, Rüdiger/Wienold, Hanns (Hg.): Georg Simmel und das Leben in der Gegenwart. Wiesbaden: Springer, 209–226.
- Lenz, Ilse* 2019: Wer sich wo und wie erinnern wollte? Brüche, Kontinuitäten und soziale Ungleichheit in den Neuen Frauenbewegungen. In: Schaser, Angelika/Schrauth, Sylvia (Hg.): Erinnern, vergessen, umdeuten? Europäische Frauenbewegungen im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt, New York: Campus, 255–283.
- Lenz, Ilse* 2020: Einwanderung, Geschlecht, Zukunft? Wie Deutschland sich verändert. Leverkusen: Verlag Barbara Budrich.
- Löw, Martina* 2001: Raumsoziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lutz, Helma/Amelina, Anna* 2017: Gender, Migration, Transnationalisierung. Eine intersektionelle Einführung. Bielefeld: transcript.
- Lutz, Helma/Herrera Vivar, Maria Teresa/Supik, Lindau* (Hg.) 2013: Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. Wiesbaden: VS Verlag.
- Meyer, Katrin* 2017: Theorien der Intersektionalität zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Perinelli, Massimo* 2019: Triggerwarnung! In: Eva Berendsen u. a. (Hg.): Trigger-Warnung. Identitätspolitik zwischen Abwehr, Abschottung und Allianzen. Berlin: Verbrecherverlag.
- Pries, Ludger* 2008: Transnationalisierung der sozialen Welt. Sozialräume jenseits von Nationalgesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sudbury, Julia* 1998: “Other Kinds of Dreams”. Black Women’s Organisations and the Politics of Transformation. London: Routledge.
- Winker, Gabriele/Degele, Nina* 2009: Intersektionalität: zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld: transcript.